

(Nachdruck verboten.)

85]

## Vor dem Sturm.

Roman von M. E. delle Grazie.

Zuletzt brach sie in Tränen aus und schlich todmüde nach ihrem Lager, fand aber keinen Schlaf. Draußen begann der Morgen zu säuseln, Stern um Stern erblickt, im Wirtschaftshofe krächten die Gähne. Plötzlich hörte sie eine Tür knarren. „Wer kommt denn schon so früh heraus?“ dachte sie. Die Eifersucht — da war sie wieder. Rasch schlüpfte sie in ihre Wäschelchen, schlich ans Fenster, schob leise, vorsichtig die Gardine zurück. In diesem Augenblick schlug unten der schwere Stalleimer an den Brunnenrand. Mit einem leisen Schrei fuhr Lolette zurück. Aber ihr Antlitz strahlte förmlich. „Schau“, dachte sie, „ist er auch der erste auf im Haus!“ Und nach einer Weile: „Das wär' ein Herr! Den Unterwegger hab' ich oft fast aus dem Bett werfen müssen!“

Ja, so einen Mann konnte das Gut wohl brauchen. Wenn er nur bloß kein — Reitknecht gewesen wäre! Wie betäubt schlich sie nach ihrem Lager zurück, suchte wieder zu schlafen . . . umsonst. Endlich warf sie die seidene Decke von sich, lag da, bloß in dem dünnen, spitzenüberrieselten Nachtwand. Das Zimmer begann sich langsam mit dem ersten Licht des Morgens zu füllen, aus der Dämmerung blühte ihr die kristallene Fläche des großen Spiegels über dem Kamin entgegen, gab ihr Bild zurück, in all seiner aufgelösten Schönheit. Die blonden Haare, die wie leuchtendes Aehrengold auf dem gestickten Sinnen der Kissen lagen — das rosige Weiß ihres Halses, den üppigen Ansat der vollen Büste. Aus den weiten Flügelärmeln leuchteten ihre runden Arme hervor. Ueber dem einen Bein hatte sich das Nachthemd verschoben und ließ die alabasterne Beuge des Knies frei.

„Heiß ist's!“ hauchte Lolette. „Schon in aller Frühe so heiß!“

Da unten aber stand ein armer Teufel, füllte seinen Eimer und hatte keine Ahnung, wie reich er war — schon in aller Frühe!

„Vielleicht soll' ich doch wieder einmal beichten geh'n“, erzog Lolette, „denn das nimmt und nimmt kein gutes End'. Und katholisch ist man auch!“ Ja, katholisch war sie geblieben, trotz alledem; gut katholisch.

Als es Nachmittag wurde, ließ sie wirklich die Pferde vor die Kutsche spannen, zur Freude des alten Breiner, der eine fromme Seele war und noch immer auf die endliche Einkehr seiner Herrin hoffte. Wenn das gnädige Fräulein nach Znaim fuhr, sah er am Bod, und deshalb mußte er, daß sie auch wirklich beichtete — bei den ehrwürdigen Dominikanern. Es war zwar schon lange nicht mehr geschah'n. Aber . . . und er zog seine beste Vivree an, suchte seinen ehrwürdigsten Rosenkranz hervor, und als er sich zu Mittag an seiner Gesindestafel niederließ, meinte er mit einem „so beiläufigen“ Blick nach dem Reitknecht: „Heut' fahr'n wir aus — beichten!“ Aber der Klamert „rührte kein Ohrwacht!“

Ganz müde von den vielen Tränen, die ihr der rückwärtslose Sermon des alten Dominikaners erprekte, kam Lolette an jenem Tage heim: voll der besten Vorsätze und plötzlich so ganz Dame, daß sie nicht einmal für die ergebene Dienstbeflissenheit des alten Breiner eines ihrer vielen, liebenswürdigen Worte fand. „Das muß jetzt ein End' haben“, dachte sie, „und mit einem muß ich ja anfangen.“ Nach dem Abendessen holte sie sofort ihr Gebetbuch hervor — um ihre „Buß“ zu erledigen. Wie Magdalena sah sie da, nur den Goldmantel ihrer aufgelösten Haare um die nackten Schultern, denn es war wieder heiß, sehr heiß. Wort für Wort beteten ihre Lippen herunter und ihre Augen starrten mit einer Art Verzweiflung in die zudenden Dichter der Girandoles. Der Beichtvater hatte ihr aufgetragen, jeden Abend die „vollkommene Reue“ zu erwecken. Aber wo die nur so schnell hernehmen? Nun das zornige Gezischel des Mönchs ihr nicht mehr im Ohre klang, fand sie auch nicht eine Träne. Und dann . . . ihre armen Augen! War es nicht genug, daß sie schon mehrere Tage keinen rechten Schlaf gekostet hatte? Warum sie der Herr gar so hart strafe? „Zimmer und immer versucht er mich!“ dachte sie, wie mit einem leisen Schmollen.

Aber richtig — die vollkommene Reue! Sofort begann sie wieder zu beten, und weil ihr keine Tränen mehr kommen wollten, seufzte sie, bis ihr Papagei in seiner Voliere erwachte, seine Herrin einen Augenblick ganz verdukt anstarrte und sich dann höchst nachdenklich hinter dem Ohre kraute. Die Seufzer, die er sonst in stillen Nächten gehört, waren and'rer Art gewesen.

„Jetzt hab' ich's!“ dachte Lolette plötzlich. „Wenn ich das Licht auslösch' und in der Dunkelheit weiterbet', von nichts anderm abgelenkt — find' ich sie vielleicht doch, die vollkommene Reue!“

Unterdes hatte der alte Breiner gar außerbauliche Worte für die Zerknirschung seiner Herrin gefunden; Worte, die wieder alle nach dem neuen Günstling hingesprochen waren, „domit der volkerte Kerl“ sich ja nichts einbilde. Da und dort blinzte eine Dirne der anderen zu. Die Köchin, die noch immer „vom Unterwegger her“ im Haus war und demnächst wieder der „Hafenhündlin“ weichen sollte, schnitt eine Grimasse. Aber die Kammerjungfer, die Ihrer Gnaden bei der Nachtkoilette geholfen, gab dem alten Breiner recht und schließlich . . . gerade über die Rückkehr eines Sünders war ja im Himmel bekanntlich mehr Freude als über neunundneunzig Gerechte!

Der Reitknecht tat, als merke er nichts, sprach nach dem Essen ruhig sein Tischgebet, wie es in der Gesindestube Ordnung war, und machte sich auf, wieder nach seinen Pferden zu sehen. Unter den Mägden befand sich auch eine „Hannafin“, ein überreifes, lüsteres Ding, das schon allerlei hinter sich hatte. Die gesunde Frische des Burjachen, seine kühle Art, sich von ihresgleichen ferne zu halten, hatten sie schon lange gereizt. „Der red't heunt Wosser auf mein' Mühl“, dachte sie, als der alte Breiner so erbaulich von der Beichte der Gräfin sprach. Wer weiß — vielleicht gingen dem Klamert doch endlich die Augen auf, daß er auch noch andere sah als die eine! Nicht einen Blick ließ sie von ihm, während der Kammerdiener daherschwatzte; und als der Karl über den dunklen Schloßhof auf den Stall zuschritt, stand sie plötzlich an seiner Seite.

Ein Zufall fügte es, daß Lolette gerade in diesem Augenblick die Fenster ihres Schlafgemaches schließen wollte. Sie hatte sich zwar fest vorgenommen, nie mehr wieder „dorthin“ zu schauen, aber ein Blick mußte ihr doch entwischt sein — mitten aus der vollkommenen Reue heraus und so sah sie, was sie bisher noch niemals zwischen der Stalltür geseh'n, ein Frauenzimmer! Darüber fiel auch der Rest ihrer vollkommenen Reue sozusagen kopfüber vom ersten Stock herunter — gerade zwischen die Stalltür. Der Klamert schien zwar noch immer seine Ruhe zu bewahren, aber die Hannafin lachte und girtte . . . „Wie eine Taub'n ludert sie“, dachte Lolette empört, sah aber doch zu ihrer großen Freude, daß der Klamert sich hielt. „So ein Mistmensch!“ murmelte sie. „Warum er sie nit weggagt?“ Aber freilich, was blieb ihm übrig, wenn sie — beichten ging?

„Jetzt hab' ich's!“ schluchzte sie außer sich, und plötzlich waren sie wieder da — die Tränen der „vollkommenen Reue“.

„Die muß weg“, sagte sie fest, als die zwei endlich mit einem lachenden „Gute Nacht!“ voneinander schieden. „So was kann ich doch nicht dulden in meinem Haus. Und mit dem Klamert red' ich gleich morgen!“

Damit schlich sie nach ihrem Lager, wieder gefaßt, auch in dieser Nacht keinen Schlämmer zu finden. Aber war's das erleichterte Gewissen, oder der echt christliche Vorsatz, künftig auch bei ihren Leuten auf Zucht und Ordnung zu schauen — kurz, Lolette schlief ein und erwachte erst, als die Tränkeimer des Reitknechts wieder an den Brunnenrand schlugen.

Etwas verdukt rieb sie sich den Schlaf aus den Augen. War sie gestern wirklich in Znaim gewesen, um sich von einem alten, nach ordinärem Schmutztobak riechenden Dominikaner so herunterkatzeln zu lassen? Wie der Morgen da in ihre Stube hereinkam und im ganzen Haus alles weiter ging, sowie sie es wollte, konnte sie's fast nicht glauben. Und wenn sie nach einem Jahr vielleicht wieder nach Znaim fahren mußte. . . „Ein Jahr ist lang“, dachte sie, „und wer weiß, wer weiß . . .“

## Ecce homo.

### I.

Der Dominikaner hatte ihr ein- für allemal jeden „außer-ehelichen Verkehr“ unterjagt, bei Verweigerung der Absolution. „Was bleibt mir denn da übrig, als ihr endlich zu heiraten?“ dachte sie mit Genugtuung. „Unsere heilige Religion ist ja selbst auf meiner Seite!“ Freilich, meine Leut' . . .“ Aber war sie nicht Herrin von Schönbach, freie, unumschränkte Herrin, trotz Schwester und Vetter? Gleich heute wollte sie den ererbten Boden wieder so recht fest unter ihre klippenden Seidenstöckel nehmen. Und schön, stolz, morgenfrisch kam sie hinab. Eine Stunde später verließ die Gammakin das Schloß.

Gleich darauf trat Lolette mit etwas herrischer Miene in den Pferdestall.

„Er kann mir die Bettel satteln!“

Der Klamert errödete und machte sich etwas vertiert ans Werk. Als er aussprang, glitt ihm ein Buch aus den Händen.

„Was hat er denn da?“

Fast beschämt hielt ihr der Bursch das Buch hin. Um das Buch genauer anzusehen, schritt Lolette aus dem Stall und setzte sich auf eine Bank unter den Linden des Schloßhofes. „Die Kultur der Zukerrübe“, las sie, und fast wäre das Buch nun ihr aus der Hand gefallen. „Na hör' er“, rief sie lachend zum Stall hinüber, „woher hat er denn das Buch?“

Der Bursch trat besangen vor sie hin: „Der Sami hat mir's von Znaim gebracht!“

„Ja, aber wozu denn?“

Er blickte sie an, schwieg. Mählich tippte sie sich an die Stirn. „Ach so, wegen unseres Gesprächs von neulich! Ja, geht ihm denn die Sache wirklich so nah?“

Sein Blick irrte zur Seite. „Weil's schad ist.“

„Das ist doch meine Sorg!“

Er zuckte bloß die Achseln. „Ich hab' nur gemeint . . . und weil Euer Gnaden ohnedies genug Sorgen haben. Und wie der Rentmeister neulich davon gesprochen hat, hab' ich mir das halt so ausgedacht.“

„Na ja!“ gab Lolette mit einem Seufzer zu. „Die Wirtschaft geht seit Jahren zurück.“

„Der Grund wär' auch da“, fuhr der Bursch fort. „Der beste Rübengrund, den man sich wünschen kann. Wo ich daheim bin, sind die Herrschaften noch einmal so reich geworden durch den Zucker.“

Sie stand, lauschte, sah ihn an. Ein kluger, nachdenklicher Blick war es diesmal, durchaus nicht der werbende des Weibes, das sich diesem Manne verfallen fühlte. „Red' er nur weiter“, nickte sie, als der Bursch, sich plötzlich besinnend, einhalten wollte. Seine Intelligenz begann sie zu fesseln, die Art, wie diese Intelligenz sich ihr hingab, ihr und ihrem Wohl. „Vielleicht hat er mich doch gern“, dachte sie, „und er traut sich mir nicht recht. Courage muß ich ihm machen. . .“

„Sein Aug' leuchtete auf.“ „Wenn's erlaubt ist! Also . . . auch a hundert noch Wald könnten Euer Gnaden ausschlagen lassen. Das wäre bares Geld, viel bares Geld, gleich auf einmal. Damit wären die ersten Auslagen für die Rübenkulturen gedeckt. Wenn die Baulichkeiten unter Dach wären, könnt' man eine Hypothek aufnehmen. Am besten wär's, wenn auch nur zum Eisein, den Grund gerade nach der Seiten zu kultivieren, die sie heut' oder morgen für die Bahn brauchen. Um so teurer müßt' er abgelöst werden. Denn da herüber müssen sie einmal. Wir aber hätten dann die große Verkehrsstraße. Das gäb' eine gute Bringung, auch fürs Holz. Der Förster —“ Er hielt ein.

Sie schloß die Augen, wie um innerlich besser zu seh'n, was alles er ihr in die Luft baute. Aber es leuchtete ihr ein, und als er wieder stockte, rief sie fast heftig: „Was ist's mit dem Förster?“

Er drehte seine Kappe bescheiden zwischen den Händen herum. „Ich wollt' nur sagen . . . dem wird's natürlich um sein Bild sein und um seinen Wald. So alte Leut' können sich nicht leicht in das hineinfinden, was eine neue Zeit braucht.“

Lolette sah auf — wußte nicht, ob sie lachen oder staunen sollte, „die neue Zeit!“ Es war ihr Reizknecht, der ihr davon sprach und ein Wort sprach, das sie zum erstenmal hörte: „Die neue Zeit.“ Wie ferne Musik klang's. Vielleicht nur, weil ihr Blut mitsang. Vielleicht. . . . Aber gehörte ihre Liebe nicht auch schon in eine andere — in diese neue Zeit? Wie ein ungeahntes Licht bligte es plötzlich über ihre Seele hin.

(Fortsetzung folgt.)

Das Schicksal eines ungeheuren Widerspruchs, das seit dem Mittelalter die geistige Zivisation zerriß, hat sich in unseren Tagen in der Tragödie eines einsamen Träumers verdichtet, wie in einem furchtbar zusammengedrängten Erlebnis der seelischen Martern von Jahrtausenden. Das Christentum mit seiner müden und weichen, entzündenden und gefühlswelgenden Bewußtlosigkeit wurde auf-gepfropft auf eine derbe, rohe Barbarenzeit, die in jeder Tat des wirklichen Lebens die überstunliche Lehre Lügen strafte. Der Widerspruch zwischen Lehre und Leben erzeugte jene quälende Instinktsicherheit, die sich zu Zeiten bis zur Massenentartung, bis zur Vereinerung des öffentlichen Geistes steigerte. Wie die heilige und reine Lehre zum Werkzeug der sozialen Vergewaltigung ward, das ist eines der erschütterndsten Zwischenspiele auf dem schweren Wege der menschlichen Entwicklung. Wahrhaft Herr ist die christliche Stimmung in ihrer Reinheit niemals über die Menschheit geworden. Die Veruche der Menschheit, sich von jenem tausendjährigen Widerspruch zu befreien, waren zweiseitig gerichtet. Die Heldengestalten christlicher Gesinnung bemühten sich, die Idee in ihrer Reinheit zur wirklichen Seele der Menschen durchzusetzen. Die moderne Zeit aber versuchte die christliche Weltanschauung überhaupt aus den Gehirnen zu tilgen. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts schien der Antichrist gekiegt zu haben. Die Welt rang sich zur Einheit des Denkens und Lebens durch. Das 19. Jahrhundert lehrte zum Widerspruch zurück und vertiefte ihn noch. Das 20. Jahrhundert hat diese Erbschaft unlöslichen Zwiespalts übernommen.

Aber je eifriger und fanatischer die herrschende Gesellschaft die christliche Lehre zu erhalten suchte, indem sie sie verdarb und verwirrte, um so größer ward die Klust zwischen dem wirklichen Leben und der altchristlichen Mystik. Die heutige Welt des erbarmungslosen Kapitalismus, der schlechterdings auf irdische Arbeit, auf Reichtum und Glanz, auf Lebensbejahung und sinnliche Lust gerichtete Geist hat nichts gemein mit den frommen Weisen, die in Büchern und Kirchen ihr eigenes Dasein leben. Gerade in dieser Zeit aber der größten Ohnmacht der herrschenden Religion für die Gestaltung des wirklichen Daseins in der Gesellschaft entstand jener deutsche Gedankendichter, der ein Jahrtausend zu spät, voll krankem Wahn, in dieser entkräfteten Lehre den Todfeind unserer heutigen Kultur verfolgte; und mit einer unerhörten Kraft der Leidenschaft und der Sprache, der Bilder und Eingebungen, die Idee des Christentums niederguringen unternahm — die Idee, die doch eben nur Idee geworden war. Es ist die Tragödie Friedrich Nietzsche's, daß er als Antichrist eine neue Epoche der Weltgeschichte in einer Zeit einzuleiten geglaubt hat, da diese ganze Zivisation der bürgerlichen Gesellschaft selbst der leidhaftige Antichrist geworden war.

Vor drei Jahren war in der, etwas lärmenden, Ausstattung eines Erotikon Nietzsche's „Ecce homo“ als teures Lektüremittel zuerst veröffentlicht worden; der nur in kleiner Auflage vom Insel-Verlag herausgegebene Druck gewann auf dem Büchermarkt bald einen unerschwinglichen Preis. Erst jetzt erscheint das Werk in der Sammlung von Nietzsche's Schriften (auch in der billigen Oktav-Ausgabe), und damit erst wird eine der seltsamsten Urkunden dieser bürgerlichen Kultur am Ausgang des 19. Jahrhunderts der Öffentlichkeit endlich zugänglich. Die Blätter sind bereits Ende 1888, als der Dichter 44 Jahre ward, während seines Aufenthaltes in Turin in kaum drei Wochen niedergeschrieben. Diese Lebensbeichte, in der er ohne jede Rücksicht und Menschenfurcht mit bohrender Psychologie in einer beschwingten Sprache von schmieglamer Leichtigkeit ohnegleichen über sein Leben, über sein Wesen und sein Werk Rechnung ablegte, war schon damals in die Druckerei gemandert. Als dann aber unmittelbar darauf die geistige Nacht über den Schöpfer hereinbrach, hielt die ängstliche Familie die Veröffentlichung zurück.

Man wird nicht leicht in der Literatur ein Werk von so erschütternder menschlicher Tragik finden. Die Blätter sind entstanden in jener atemholenden Pause, da das heranrückende Verhängnis gleichsam den Unseligen in Sicherheit kullte, um ihn desto fester un-enterrinnbar zu packen. Nietzsche feiert sich hier nicht nur als den größten, sondern auch als den geistigsten Menschen seiner, ja aller Zeiten. Ohne jede Hemmung quollen ihm damals die Einfälle, die Bilder und Visionen zu. Was aber dem gesegneten Urheber als Zeichen blühender Geneung und wiedergeborener Urkraft schien, das war gerade das trügende Vorbild seines nahen Verfalls. „Nicht umsonst begrub ich heute mein vierunddreizigstes Jahr, ich durfte es begraben — was in ihm Leben war, ist gerettet, ist unsterblich. Das erste Buch der Umwertung aller Werte, die Lieder Zarathustras, die Götzen-Dämmerung, mein Versuch, mit dem Hammer zu philosophieren — alles Geschenke dieses Jahres, ja, sogar meines letzten Vierteljahres! Wie sollte ich nicht meinem ganzen Leben dankbar sein? — und so erzähle ich mir mein Leben.“ So schrieb der Dichter auf das erste Blatt, ein Einsamer, dem zu jener Zeit kaum einer in Deutschland kannte. Als er aber am Schluß das Vorwort hinzufügte, da grinst schon aus diesen verzerrten Zeilen der Wahnsinn. Das Buch der Gesundheit wird zu einer Urkunde der Gehirn-erweichung. Und durch alle Blätter dieser Schrift stecht die Geistes-krankheit ihre Frage hervor.

„Ecce homo“ — das Wort von dem christlichen Erlöser, will Nietzsche auf sich selbst als den Antichrist anwenden. „Siehe ein

Mensch" — siehe der erste Mensch, der erste große Mensch einer neuen Welt, das ist der Sinn des Titels und des Buches.

In anderer Bedeutung wird das Wort tragische Wahrheit: Siehe da ein Mensch, nur ein Mensch!

II.

In einer gelassen schwebenden Steilerkeit hat Friedrich Nietzsche seine Lebensgeschichte zu schreiben begonnen. Man muß die Vorrede zunächst überschlagen, in der der Größenwahn grinst. „Innerhalb meiner Schriften steht für sich mein Zarathustra. Ich habe mit ihm der Menschheit das größte Geschenk gemacht, das ihr bisher gemacht worden ist. Dies Buch, mit einer Stimme über Jahrtausende hinweg, ist nicht nur das höchste Buch, das es gibt, das eigentliche Höhenluft-Buch — die ganze Latente Mensch liegt unter ihm —, es ist auch das tiefste, das aus dem innersten Reichtum der Wahrheit herausgehorene, ein unerlöschlicher Brunnen, in den kein Eimer hinabsteigt, ohne mit Gold und Güte gefüllt heraufzukommen. Hier redet kein „Propheet“, keiner jener schaurigen Zwister von Krankheit und Willen zur Macht, die man Religionsstifter nennt“. So maßlos schreit es aus dem späten Bortwort.

Das Buch selbst zerfällt in vier Abschnitte. „Warum ich so weise bin“, steht über dem ersten Teil. „Warum ich so klug bin“, verrät Nietzsche im zweiten Abschnitt. „Warum ich so gute Bücher schreibe“, begründet er im dritten. „Warum ich ein Schicksal bin“, — flamm't über der schaurigen Forte zur Nacht, aus der die brennend taumelnden Phantasien des Schlusses rätselvoll ranschen.

Im ersten Teil schildert Nietzsche die Grundzüge seines Wesens, gibt Daten aus seinem Leben, redet von seiner Abstammung, feiert seinen Vater und schreibt, wie in einer Rückkehr zu seiner ersten Jugend, bald wie ein lothaler, gutgesinnter deutscher Pastorensohn, der sich selbst der Beziehungen mit preussischen Königen rühmt, bald wie der Nietzsche der gesündesten Zeit, in der er von allem Christlichen, Verzückten und Dunklen Genehmigung jagt aus den freien besten Geistern der leichtfertigen französischen Aufklärung. Aber schon dieser Teil ist überschattet. Es ist das Zwiegespräch eines Schwerverkrankten, der sich im Wahn der Genehmigung überzeugen will, daß er gesund sei, ohne doch völlig die Angst zu überwinden, er belüge sich selbst. Er weiß, daß er ein Verfalls-mensch ist, ein Dekadent. Er sieht den Duell seiner unendlich verfeinerten Kunst der feischen Selbstergliederung in der erhöhten Reizbarkeit des Kranken. Dennoch ist, so sucht er uns zu bereden, sein wirkliches Wesen starke Gesundheit. Er hat die lange Krankheitszeit überwunden. Seine Krankheit war nur der Antrieb zu erhöhtem Leben. Er entdeckte in ihr das Leben neu. Und er zeichnet mit sicherer und befehlter Hand das Bild des gemunden, wohlgeratemen, des innerlich vornehmen Menschen. „Woran erkennt man im Grunde die Wohlgeratenheit? Daß ein wohlgeratener Mensch unseren Sinnen wohl-tut: daß er aus einem Golze geschnitten ist, das hart, zart und wohl-riechend zugleich ist. Ihn kömmt nur, was ihm zuträglich ist; sein Gefallen, seine Lust hört auf, wo das Maß des Zuträglichen über-schritten wird... Er ist immer in seiner Gesellschaft, ob er mit Büchern, Menschen oder Land-schaften verkehrt: er ehrt, indem er wählt, indem er zuläßt, indem er vertraut... Er glaubt weder an „Unglück“, noch an „Schuld“: er wird fertig mit sich, mit anderen, er weiß zu vergessen — er ist stark genug, daß ihm alles zum besten gereichen muß.“

Als Krieger des Geistes stellt er sich dar, Kriegsführen ist ihm Leben. „Meine Kriegs-praxis ist in vier Sätze zu fassen. Erstens: ich greife nur Sachen an, die siegreich sind. — Ich warte unter allen Umständen, bis sie siegreich sind. Zweitens: ich greife nur Sachen an, wo ich keine Bundesgenossen finden würde, wo ich allein siehe, — wo ich mich allein kompromittiere... Ich habe nie einen Schritt öffentlich getan, der nicht kompromittierte: das ist mein Kriterium des rechten Handelns. Drittens: ich greife nie Personen an, — ich bediene mich der Personen nur wie eines starken Ver-gößerungsglases, mit dem man einen allgemeinen, aber schleichen-den, aber wenig greifbaren Notstand sichtbar machen kann... Viertens: ich greife nur Dinge an, wo jedwede Personendifferenz ausgeglichen, wo jeder Hintergrund schlimmer Erfahrungen fehlt. Im Gegenteile, Angreifen ist mir nur ein Beweis des Wohlwollens, unter Umständen der Dankbarkeit.“

Ein Stück Hygiene ist der zweite Abschnitt. Nietzsche redet wie ein selbstbeobachtender Internist von den Einflüssen des Klimas, der Ernährung. Er gibt fast eine Philosophie des Magens. Auch von der geistigen Ernährung handelt er, von gesunden Büchern, von fröhlicher Musik. Er verherrlicht die Franzosen. Französische Bildung ist die einzige Bildung in Europa. Er führt den französischen Skeptiker Stendhal an, der ihm den besten Atheistenviz weggenommen habe: „Die einzige Entschuldigung Gottes ist, daß er nicht existiert“. Er liebt den Lyriker Heinrich Heine: „Ich suche umsonst in allen Reichen der Jahrtausende nach einer gleich süßen und leidenschaft-lichen Musik. Er besaß jene göttliche Bosheit, ohne die ich mir das Volkstumere nicht zu denken vermag... Und wie er das Deutsche handhabt! Man wird einmal sagen, daß Heine und ich bei weitem die ersten Artisten der deutschen Sprache gewesen sind.“ Wagner entartete, als er aus Frankreich wegging und deutsch ward. So lange Wagner für Nietzsche ein Ausländer war, verehrte er ihn als Protest gegen alle deutschen Tugenden. „Was ich Wagner nie ver-

gesen habe? Daß er reichsdeutsch warde.“ Er besingt den Sildern in der Musik.

Dann schreibt Nietzsche von der inneren Gesundheit, von der Lebendigkeit, der Selbstsicherheit seiner Natur. Es ist kein Ringen in ihm. Alles ist leicht, schöpferisch, ohne Dual erwachen. Er ist der gesunde Mensch an sich, der erste gesunde Mensch. Alle Großen dieser Welt sind Kranke gewesen. Es war schlechtes Blut in ihnen. Man versteht, was Nietzsche unter der Masse meint, unter den Viel-zu-Vielen, die er von sich peitscht. Es ist nicht etwa das Volk, das Proletariat, das Reich der sozial Entrechteten. Masse, Gesindel, Entartete, das sind die Gebildeten, das akademische Bürgertum, die berüchtigten Geniekollegen.

Im dritten Teil erläuterte Nietzsche seine literarische Ent-wicklung, seine Schriften. Er webt Mißverständnisse ab. Seine Bücher haben von lauter Erlebnissen geredet, die gänzlich außerhalb der Möglichkeit einer häufigen oder auch nur seltenen Erfahrung liegen. Sie seien in der ersten Sprache zu einer neuen Reihe von Erfahrungen geschrieben. Er will kein Heldenverehrer sein, kein Darwinist der Entwicklung, vor allen Dingen kein Idealist, noch weniger ein Philosoph des preussischen Junkertums, als den man ihn angeprochen hatte. Man kann ihn in Deutschland nicht verstehen. In Paris begreift man ihn.

Und hier bricht schon das platte Geckimpf eines zerstörten Geistes, der sich nicht mehr zu beherrschen weiß, erschreckend durch. Er nennt sich den „Antichrist“, heißt einen Gegner „Sornvieh“, gefaßt sich in albernem Schüttelreimen („Hohltöpfe“, „Kohlköpfe“), in kindlichen Wortwigen („medizinisch“), in blöden Verhöhnungen von zeitgenöss-ischen Schriftstellern („Kohl“, „Kohl“, „Kohl“), in sinnlosen Urteilen („Henri Bibien, eine typische alte Jungfrau“). Dazwischen aber Ver-merkungen von großer Feinheit.

Bei der Darstellung seines Hauptwerks Zarathustra aber blickt man nun sich in den Abgrund der geistigen Zerstörung. Man kann seit dem „Ecco homo“ genau feststellen, an welchem Punkte der Wahnwitz Nietzsches beginnt.

(Nachdruck verboten.)

### Smyrnateppiche.

Eine schon zu den ältesten Zeiten geübte und lediglich von dem Farben- und Formenreichtum des Arbeiters in seinem Gelingen abhängige Art der Plüschteppiche ist der Smyrnateppich. Das Kunstgewerbe-museum zu Berlin besitzt einen in dieser Technik ausgeführten Teppich persischen Ursprungs in feinsäddiger Seide, den man bei oberflächlicher Betrachtung getrost für ein Smyrnagewebe halten kann, das mit modernen Hilfsmitteln ausgeführt ist. Es scheint uns heute fast unverständlich, wo jemand die Zeit und die Geduld hergenommen hat, ein solch feines Samtgewebe durch Aufnäpfen jeder einzelnen Kuppe, jedes Plüschbüschels herzustellen. Unter diesen antiken Kunstgeweben sind Exemplare zu finden, bei denen auf den Raum eines Quadratmeters bis zu 40 000 Plüschbüschel mit der Hand einzeln angeknüpft worden sind. Stellen wir solchen Geweben Erzeugnisse gegenüber, die heute als Smyrnateppiche bezeichnet werden, so ergibt sich schon bei ober-flächlicher Betrachtung ein Unterschied allein aus der Anzahl der auf den genannten Raum entfallenden Plüschbüschel. Die Kunstgeschichte unterscheidet allerdings Smyrnateppiche und Perserteppiche: technisch besteht jedoch ein Unterschied nicht, beide sind in der bekannten Knüpftechnik hergestellt, deren Eigentümlichkeit darin besteht, daß auf eine Staff ausgepannte Kette oder auf die einzelnen Fäden derselben Fadensäckchen eines Woll- oder Seidenmaterials angeknüpft, an-geschlungen werden. Aus praktischen Gründen sind die Kettfäden senkrecht aufspannt und zwar zwischen zwei drehbaren Walzen (Kett- und Warenbaum), von denen der eine die Kette in ihrer ganzen Länge aufgewickelt trägt, während der andere zur Aufnahme der fertigen Ware bestimmt ist. Beide sind durch Geiperre festgehalten und können nach Belieben ab- und aufgewickelt werden, so daß die eigentliche Arbeitsstelle, die Knüpfplätt, in fast immer derselben Stellung erhalten werden kann. Diese Art des Webens nennt man haute-lisse, im Gegensatz zu der basse-lisse-Weberei, bei der die Kette wagerecht aufgespannt ist.

Ueber das Alter dieser Technik lassen sich bestimmte Angaben nicht machen, um so weniger, als in anderen alten Kunst-gewerben Ankünfte an diese Technik deutlich nachweisbar sind. Wir haben zum Beispiel eine weit verbreitete Art des Kettin, der auf der einen Seite mit lang herab-hängenden Fadenabschnitten besteht ist. Der gewöhnliche Kettin oder Kettin gebüdet zu den Gobelingeweben, die technisch als durch sehr dichtes Einflechten eines dünnen, weichen Fadens auf einer stark fehrigen Kette entstandene Nissgewebe zu betrachten sind. Im Musterungen in diesen Erzeugnissen hervorbringen zu können, werden farbige Fadenabschnitte eingeflochten. Beim echten Gobelin wird ein längerer Faden verarbeitet, der je am Rande der Figur, für die seine Farbe vorgesehen ist, in der Richtung wechelt, umkehrt. Wird ein solcher Faden nur so lang oder etwas länger genommen, als er gebracht wird, so bleiben die über-stehenden Abschnitte frei hängen und geben der Oberfläche oder der Rückseite ein plüschartiges Aussehen. Ob nun ein solches Fadenstück eine Anzahl von Kettfäden kreuzt, um-schlingt, oder nur einen einzigen, ist schließlich ganz gleichgültig, und

in Wirklichkeit kommen in der Gobelinweberei auch Musterteile vor, die nur den Raum einer Rippe umfassen. Man kann nun ziemlich zwanglos annehmen, daß sich die Smyrnatexnik allmählich in dieser Weise aus der Gobelinexnik entwickelt hat. Nimmt man an, daß damalige Hersteller solcher Erzeugnisse das Bestreben aus irgend welchen Gründen gehabt haben, den Kilmteppich mit einer größeren Anzahl derart stoff herabhängender Fadenabschnitte zu versehen, so werden sie von selbst auf die Beobachtung gekommen sein, daß bei dichter Lagerung dieser Abschnitte, wenn zum Beispiel der Fadenabschnitt in der Grundlette nur zwischen wenigen Fäden kreuzt, zweckmäßig in gewissen Abständen Schüsse eingelegt werden müssen, die den Zusammenhang des ganzen Gewebes sichern. Im heutigen Smyrnatexnik ist das systematisch gemacht; auf jede Reihe Fadenabschnitte folgen ein oder zwei Binde-schüsse, und da hier der Grund gänzlich von Florbüscheln gedeckt ist, hat man auch ein geringwertigeres Material nehmen können, während bei der Gobelinexnik, nach der die erwähnten Reliefs hergestellt werden, dies nicht gut möglich war.

Heute ist die Smyrnatexnik in den verschiedensten Ausführungsformen vielfach Gegenstand des Kunsthandarbeitsunterrichtes und infolge dessen wenigstens dem Namen nach überall bekannt. Man begnügt sich bei der Aufbringung der Noppen nicht mit der oben ange-deuteten primitiven Verflechtungsweise der Flornoppenabschnitte mit den Grundlettfäden, sondern man macht zur Erhöhung der Halt-barkeit der einzelnen Florbüscheln aus dem Florfaden eine direkte Schlinge, mittels deren dieser Abschnitt auf dem Kettfaden fest-geschlungen, angeknötet wird, so daß ein nachträgliches Herausziehen einer Noppe unmöglich ist.

Was den Webstuhl anlangt, so war schon gesagt, daß die Web-lette zwischen zwei Walzen aufgespannt ist. Eine Weblade, wie sie der gewöhnliche (basso-lisse) Webstuhl hat, kennt der Smyrnatexnik nicht, ebensowenig einen eigentlichen Webschützen. Die Bewegung der Kettfäden geschieht durch zwei Stäbe oder Schäfte. Jeder einzelne Kettfaden ist durch eine Garnschlinge (Lipe) gezogen, die abwechselnd an dem einen oder anderen Stab befestigt sind. Bei Vorziehen eines solchen Schafes wird also je die Hälfte der Kettfäden von den anderen abgefordert, es wird eine Kette oder ein Fach gebildet, durch das ein die Stelle des Webschützens vertretendes Lineal mit aufgewickeltem Schußgarn gesteckt wird. In der Aus-übung dieser Handgriffe liegt jedoch durchaus nicht die hohe Kunst der Smyrnatexnik. Diese ist vielmehr in der richtigen Wahl und Anordnung der Farben begründet. Heute aller-dings nicht mehr in so hohem Maße wie früher, als der Teppich-knüpferin es überlassen war, selbst Kunstwerke zu schaffen. Die all-gemeine Entwicklung hat auch hier andere Verhältnisse geeizigt, indem die Herstellung der Entwürfe für die Teppiche gänzlich in künstlerisch gebildete Hände übergegangen ist und der Knüpferin nur die Ausführung nach diesen überlassen blieb. Trotzdem verlangt der meist in einem großen Farbenreichtum ausgeführte Smyrnatexnik eine hohe Sicherheit in der Auswahl der farbigen Wollstücke, die, in vielen kleinen Kästen vor der Arbeiterin aufgestapelt, als Flor eingeknüpft werden sollen; es gehört deshalb zu dieser Tätig-keit ein gut ausgebildeter Farbensinn und eine durch lange Übung erworbene Fertigkeit im schnellen Finden des rich-tigen Kastens. Die „Jünger der schwarzen Kunst“ sind meist nicht wenig stolz auf ihre Fertigkeit im Greifen der Typen; eine solche Teppichknüpferin ist ihnen jedoch ganz bedeutend überlegen, da sie nicht ihr ganzes Leben lang an einem Kasten arbeiten kann, der im bestimmten Fach die bestimmte Farbe enthält; für sie wechselt fast bei jedem Teppich die Farbfolge. Da heißt es auf-passen. Ein deutsches Reichspatent stellt übrigens eine Maschine zum automatischen Ordnen verschiedenfarbiger Flor-fadenstücke nach Maßgabe eines herzustellenden Musters für Smyrnatexnik und andere Florweberei unter Schutz. Wenn auch das Patent schon längst wieder gelöst ist, so zeigt es doch, was nicht alles automatisch gemacht werden soll. Gegen 20 deutsche Reichspatente haben sich mit der Herstellung von Smyrna und Smyrnatexnikation beschäftigt, von denen aus neuerer Zeit das Patent betreffend Verfahren zur Herstellung von Smyrnatexnik-teppichen mittelst der Nähmaschine besonders erwähnenswert ist.

Den größten Einfluß auf die Fabrikation selbst haben die Imitationen vermittelt hochfloriger Chemulle gehabt; dieselben sind jedoch nicht imstande, das eigentümliche verlige Aussehen der echten Smyrnatexnikteppiche und ebenso ihre unverwundliche Haltbarkeit zu er-reichen. Es ist dieser Fabrikation trotz aller maschinellen Ein-richtungen der Charakter der Kunsthandwerker nicht ganz zu nehmen.  
G. St.

## Kleines feuilleton.

**Talentierte Schwachsinnige.** Es ist eine ganz bekannte Ersehe-mung, daß Wunderkinder, die eine Zeitlang durch phänomenale ein-seitige Befähigung die ganze Welt in Erstaunen setzen, plötzlich verschwinden und niemand mehr später etwas von ihnen er-fährt. Es ist ferner ebenso bekannt, daß diese unglücklichen Ge-schöpfe entweder bald zugrunde gehen oder vollständig dem Schwachsinn verfallen. In einer kürzlich erschienenen Arbeit von D. Verhan („Ztschr. f. d. Erf. u. Beh. d. jugendl. Schwachsinn“)

sind eine ganze Reihe von Fällen zusammengestellt, die ein interessantes Licht auf derartig merkwürdige Mißbildungen der menschlichen Geistesanlagen werfen. Diese talentierten Schwach-sinnigen haben entweder eine erstaunliche Begabung für Zeichnen, musikalische Leistungen und mechanische Fertigkeit, oder sie haben ein hervorragendes Gedächtnis für Zahlen, so daß sie mit Leichtigkeit große Multiplikationsaufgaben in wenigen Sekunden im Kopfe ausführen. So ist z. B. ein Fall bekannt: ein Schwachsinniger in der Idiotenanstalt Carlswood, London, fertigte mit großer Ge-schwindigkeit Modelle von Schiffen an, besonders im Bau von Modellen von Kriegsschiffen zeigte er große Vollendung, während er im übrigen sehr beschränkt war und ihm vor allem jeder Begriff einer Zahl voll-ständig fehlte.

Der ziemlich bekannte Maler Gottfried Mind, mit dem Bel-namen „Kagen-Kassael“, war ein Kretin. Er war in allen anderen Dingen vollständig idiotisch, nur nicht im Zeichnen. Er lebte fast nur im Umgang mit Kagen, die er in wunderhübscher Weise zeichnen konnte und die ihm auch seinen Beinamen eingebracht haben. Weiter ist ein Fall von ungewöhnlicher musikalischer Begabung bekannt und eingehend beschrieben worden. Es handelte sich um ein Mädchen, schwachsinnig geboren, blind, rhabittisch und verkrüppelt, aber mit einer fehlerfreien Stimme und sehr musikalischem Singvermögen. Sehr oft ist auch der Schwachsinn nicht angeboren, sondern stellt sich ein als Folge einer Gehirnerschütterung, oder er bleibt nach schweren Infektionskrankheiten, wie z. B. Typhus zurück. Recht merkwürdig ist hierbei, daß in diesen Fällen alle andern Geistes-fähigkeiten schwer geschädigt werden und nur das Gedächtnis intakt bleibt und sich nun sehr stark entwickelt. Das äußert sich dann so, daß solche idiotischen Menschen ganze Kursbücher und Adress-bücher nach einmaliger Lektüre auswendig wiederholen können. Aus der Idiotenanstalt zu Stettin ist ein Fall bekannt, in dem ein blödsinniger Knabe eine deutliche Schulgrammatik und ein hebräisches Buch durch Vorlagen wörtlich auswendig lernte, während er natür-lich weder schreiben noch lesen konnte.

In diese Rubrik der talentierten Schwachsinnigen gehören auch eine ganze Anzahl Rechnungskünstler, die drei- und vierstellige Zahlen im Kopfe in unglaublicher Geschwindigkeit multiplizieren können, während ihre sonstigen intellektuellen Fähigkeiten recht erhebliche Mängel aufweisen.

## Medizinisches.

**Die Glühlampe in der Medizin.** Nach einem Urteil, das Dr. Humphris in den Londoner Archiven für Röntgenstrahlen fällt, wird der elektrische Glühlampe als einem Heilmittel noch nicht die rechte Beachtung gewidmet. Nach der Uebersetzung dieses Fachmanns ist eine Glühlampe von hoher Kerzenstärke ein sehr wert-volles Gerät in den Händen des Arztes und empfiehlt sich auch durch die einfache Anwendung. Dr. Humphris selbst hat stets eine Kohlen-fadenlampe von 500 Kerzen und mit etwa 12 Ampères Spannung be-nutzt. Es ist wichtig, eine einzige derartige große Lampe zu ge-brauchen, weil sie sehr viel sicherer wirkt als mehrere kleinere, die etwa zusammen die gleiche Lichtstärke geben. Die Lampe wird in einem Abstand, wie der Patient es verträgt, zwanzig Minuten bis eine halbe Stunde lang vor ihm hin und her geschwungen. Die be-treffende Stelle muß dabei durchaus entblößt sein. Schmerzen sind mit der Bestrahlung nicht verbunden, obgleich die Hitze der Lampe etwas unangenehm werden kann. Wie oft und wie lange die Be-handlung vorgenommen wird, muß der Arzt für jeden einzelnen Fall entscheiden. Kommt es auf die Linderung von Schmerzen an, die sich durch die Glühlampe beeinflusbar zeigen, so ist die Be-strahlung so lange täglich vorzunehmen, bis die Schmerzen ganz ausbleiben. Für die notwendige Dauer gilt im allgemeinen die Regel, daß sie um so länger ist, je länger das betreffende Leiden schon besteht. Ein sogenannter Herzenschuß, der gleich zur Behand-lung kommt, kann in wenigen Tagen gänzlich beseitigt werden, während das eigentliche Hüftweh, das eine Entzündung der Hüften-nerven darstellt, der Strahlung mehrere Wochen widerstehen kann. Jeden Patient muß der Arzt dabei aufs sorgfältigste beobachten und, wenn sich Ermüdung oder Abgeschlagenheit nach einer Be-strahlung zeigt, diese entweder abkürzen oder die Lampe dem Körper weniger nahe bringen.

Worauf die Heilwirkung dieses Lichtes wie auch des Sonnen-lichts beruht, ist noch nicht ganz aufgeklärt. Sicher kommt dabei die Erweiterung der Blutgefäße und die Anregung der Schweiß-drüsen in Betracht. Ferner wird durch den Einfluß des Lichts eine Stokung in den Venen beseitigt und der gesunde Kreislauf des Bluts befördert. Drittens werden oberflächliche Keime abgetötet. Als Erfolge der Lichtbehandlung im besonderen werden die Beseiti-gung von Schmerzen und die Herstellung der Hauttätigkeit und der Funktionen auch der tieferen Drüsen bezeichnet. Deshalb empfehlen sich zur Behandlung mit der elektrischen Glühlampe in erster Linie selbstverständlich Hautkrankheiten wie verschiedene Flechten und Ge-schwüre, weil auf diesem Wege eine Heilung selbst dann erzielt werden kann, wenn andere Mittel versagt haben. Vor allem aber nennt Humphris die Lichtbehandlung die wirksamste Waffe zur Be-lämpfung von Schmerzen. Durch Auf- und Niederführen der Lampe längs des Rückgrats für eine Dauer von 10 oder 12 Minuten und durch eine anschließende ähnliche Bestrahlung des Unterleibs kann auch in Fällen von Nervenschwäche und Schlaflosigkeit große Er-leichterung geschaffen werden.